

10. Weltethos-Rede am 18. April 2012



Claus Dierksmeier,
Direktor des Weltethos-Instituts in Tübingen

»Wie sollen wir wirtschaften? Weltethos im Zeichen der Globalität«

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Rektor, sehr verehrte Damen und Herren,

ich danke für die Ehre, zu Ihnen heute Abend sprechen zu dürfen und insbesondere Herrn Küng für die freundliche Vorstellung meiner Person. Ihre Worte, lieber Herr Küng, verpflichten mich – ebenso wie die Würde unserer Aufgaben am Weltethos-Institut, zu deren Relevanz und Zielrichtung ich heute Abend einige Überlegungen vortragen möchte.

So wie ohne die geistige Führung von Professor Küng unser Institut undenkbar wäre, so auch ohne die materielle Förderung durch Herrn Schlecht. Daher gilt unser Dank ganz besonders Ihnen, lieber Herr Schlecht, als über alle Maßen großzügigem Spender und großherzigem Förderer.

In diesem Bunde der Dritte ist die Universität Tübingen, ohne deren organisatorisch-institutionelle Unterstützung unser Projekt ebenfalls nicht realisierbar wäre. Nehmen daher auch bitte Sie, lieber Herr Engler, stellvertretend für die Universität insgesamt, meinen und unseren Dank entgegen.

Im Kern geht es in den nächsten 45 Minuten um folgenden Gedanken:

Die globalen Probleme der Menschheit erfordern zu ihrer Lösung einen globalen Konsens, wie wir miteinander und mit unserer Lebenswelt umgehen sollen; dabei hängt viel davon ab, wie wir mit unserer wirtschaftlichen Freiheit umgehen bzw. ob wir sie im Interesse aller Weltbürger gebrauchen. Dieses Thema werde ich anhand dreier Stichworte näher ausführen: Globalität, qualitative Freiheit und Wirtschaftsethik. Ich beginne mit Stichwort 1 ...

Stichwort: Globalität

Mit atemberaubender Geschwindigkeit verändert der globale Verkehr von Gütern und Menschen das Antlitz der Erde. Neben Stammesfürsten und Staatsregierungen, Nischenkulturen und Nationalstaaten, Kommunen und Clans, Scheichtümern und Sippenverbänden betreten immer mehr und neuartige Akteure die Weltbühne:

Medien und Milizen, Private und Piraten, Kolosse der Wirtschaft und Giganten der Wissenschaft, soziale Netzwerke wie zivilgesellschaftliche Bewegungen mischen im Handeln und Wandel der Welt mit. Statt ortsgebunden operierend, allerorten agierend, verflechten sich die Handlungsstränge dieser neuen Akteure zu einem zunehmend schwieriger durchschaubaren Gewebe. Die veränderliche Statik einstmals stabiler Mächte wird hineingerissen in eine unabänderliche Dynamik fluktuierender Kräfte. Konstruktionen weichen Konstellationen, biologische Systeme verschwinden, Gebräuche vergehen, politische Ordnungen zerfallen, Sprachen sterben aus, und etliche traditionelle Werte wie Ideale leiden an Schwindsucht. An ihrer statt, von exponentiell anwachsendem Informationsaustausch vorangepeitscht, nisten sich rasant neuartige Konventionen ein. Ausgefallene Lebensstile und Idole gelangen in kürzester Zeit aus den verstecktesten Winkeln des Planeten sowie des Cyberspace ins globale Bewusstsein. Wenig bleibt privat, fast nichts ist nur mehr lokal; die neuen Kommunikationsmedien ebnen physische Distanzen zusehends ein.

Obschon es kulturübergreifenden Güter- und Informationsaustausch seit jeher gibt, unterscheidet sich unsere Zeit drastisch von vorigen Epochen. Wir leben in einer Welt, die sich nicht mehr nur schrittweise globalisiert, sondern bereits kosmopolitisch ist, insofern als wir private Aktivitäten, lokales Wirtschaften und nationale Politik mehr und mehr auf ihre weltweite Aufnahme hin entwerfen. Ungefragt werden unsere Interessen mit den Belangen anderer Menschen und Staaten verschweißt. Die inneren Angelegenheiten entfernter Länder avancieren zu Belangen der nationalen Sicherheit. Und die Krisen der Global Commons (die Überfischung der Meere, die Erwärmung des Klimas, der Verbrauch fossiler Energien, etc.) verwandeln, was bisher AusLand war zur Um-Welt bzw. die Außenpolitik von gestern zur Weltinnenpolitik von heute. So hat Geschichte uns alle zu Kosmopoliten gemacht.

Die wahre Chiffre dieser interdependenten Wirklichkeit ist daher nicht Globalisierung, sondern Globalität. Ob anhand globaler Epidemien oder angesichts der Epilepsien des Weltmarktes – wir lernen gezwungenermaßen, dass unsere Aktionen so unabsehbare wie unbeabsichtigte Fernwirkungen zeitigen. Zwar können einzelne Prozesse der Globalisierung noch entschleunigt, aufgehalten, manche sogar rückgängig gemacht werden; nicht aber der generelle Trend. Die Weite und Tiefe der bereits manifestierten Globalisierung drängt uns jetzt schon ein Denken in Kategorien von Globalität auf: ein Rechnen in planetarischen Maßstäben, das Abwägen langkettiger Handlungsfolgen, ein Antizipieren weltweiter Entwicklungen.

Wo aber die nachmalige Bedeutung unserer Aktivitäten unsere vormaligen Absichten überragt, gilt: Was wir dem Planeten jetzt als Hinterlassenschaft einschreiben, mag zwar erst später vollständig zu entziffern sein, die Verantwortung für unsere Botschaft an die kommenden Generationen obliegt indes der Gegenwart. Während in der Vergangenheit lediglich moralische Idealisten dazu aufriefen, nach streng universalisierbaren Maximen bzw. so zu handeln, als ob wir „der ganzen Welt“ Rechenschaft schuldeten, erkennen derweil auch selbstberühmende Realisten genau dies als Zeichen der Zeit: dass unser aufgeklärtes Selbstinteresse zusehends mit den Geboten eines moralischen Universalismus zusammenfällt und sich idealistische Ethik zunehmend als realistische Methodik erweist. Die Ausdehnung unserer Verantwortung ins Planetarische wie Futurische: sie drängt sich uns immer mehr als Imperativ der Nachhaltigkeit auf. Alle kürzer greifenden und kurzfristigeren Metriken erweisen sich ja permanent als zu kurzfristige Methodiken.

Ob wir zukünftige Globalisierungsschübe also verlangsamen oder aufhalten, – was bleibt, ist jener fundamentale Wechsel des Paradigmas: weg von lokal begrenzter ökonomischer wie politischer Buchführung und hin zur Perspektive der Globalität.

Insbesondere in Krisenzeiten wird der globale Nexus augenfällig. Nicht mehr nur linksautonome Kritiker, auch Stimmen aus der politischen Mitte beklagen immer lauter, wie gesinnungslose Finanzpiraten im Ozean der Weltwirtschaft Raubbeuterei betreiben. Immer mehr Menschen erkennen: Mit nationalem Recht und lokaler Polizei lassen sich weder die Weltmeere noch die Hohe See des Investment Bankings befrieden. Ganz offenbar handelte es sich beim letzten ökonomischen Crash um keine zufällige, sondern systemische Krise. Daher erfolgte der Ruf nach systematischer Reform zu Recht. Ihre gemeinsamen Probleme lassen die Menschheit nach gemeinschaftlichen Lösungen suchen. Solche Lösungen verlangen indes oft nach globalen Institutionen, welche ihrerseits nur effizient arbeiten, wenn sie auf geteilten Zielvorstellungen aufrufen. Wo es hingegen an vereinigenden Werten mangelt, dort lahmt das vereinte Wirken.

Viele kosmopolitische Unterfangen werden derzeit von dem Verdacht behindert, sie bedienten lediglich Klientelinteressen und westliche Werte. Nicht alles schließlich, was seit 1990 seitens des „Washington Consensus“ als Liberalisierung vermarktet wurde, wirkte wahrhaft befreiend. Den Entwicklungsländern nötigte eine unheilige Allianz aus World Trade Organisation, International Monetary Fund und Wall Street massive Deregulierungen wie Privatisierungen auf. Diese Maßnahmen führten jedoch bisweilen eher zur wirtschaftlichen Versklavung als Emanzipation der sogenannten dritten Welt. Weil die Minderbemittelten sich durch die Betuchten übervorteilt sahen, beäugten sie fortan alle Bemühungen um global governance mit Argwohn. Kurz: Wo die Globalisierung die reichen Zentren hoffierte, revoltiert nun die verarmte Peripherie gegen die Globalität.

Mit einem Rückzug ins Regionale ist jedoch niemandem geholfen; auch und gerade kleine Ordnungen hängen von großen Kontexten ab. Sofern unreguliert, unterminiert das Globale auch das Regionale – und liefert jeglichen Ausdruck örtlicher Kulturen dem Pressdruck ökonomischer Kräfte aus. Sofern ungezügelt, ist es nur eine Frage der Zeit, wann die ungeheure finanzielle wie logistische Macht der Globalwirtschaft die letzten Reste örtlicher Eigenständigkeit vom Erdboden fegt. Was über Jahrhunderte in mühevoller Kulturarbeit erwuchs, verfiel so der von der Weltfinanz kreierte Furie des Verschwindens. Genau das haben uns ja die jüngsten Krisen ins Bewusstsein massiert. Die Flucht in die Vergangenheit, in Idyllen lokaler Selbstgenügsamkeit, ist verstellt.

Wo immer Menschen aufeinander einwirken, drohen Konflikte, die eines Schlichters bedürfen. Nur bei Strafe endlosen Zwists kann jedermann Richter in eigener Sache sein. Nur bei größter Gefahr für Um- und Mitwelt können wir uns unkoordiniert entfalten. Nur um den Preis tiefsten allseitigen Misstrauens können wir uns jeglicher Bindungen entschlagen und alle übergreifenden Ordnungsparameter verweigern. Es gilt daher, faire sowie nachhaltige Strukturen für das wirtschaftliche Weben und politische Streben der Menschen aufzubauen. Doch müssen wir jene Strukturen eben auch – je nach Kontext und Kultur verschieden – intern ausbauen. Weil das Recht oftmals zu kurz greift und die Wirklichkeit vielfach zu grob anpackt, muss moralischer Drang den juristischen Zwang unterstützen, d.h. legitimieren, sowie ergänzen, d.h. differenzieren. Mit Gesetzen allein lässt sich die Sache nicht richten. Eine erzwungene Weltmonokultur, die mit uniformen Verfahren aller Diversität

Gewalt antut, wäre kein Gewinn. Der ökonomischen Globalisierung hat folglich nicht nur eine politisch-rechtliche, sondern auch eine ethische zu folgen. Zug um Zug mit den Auswirkungen unseres Handelns muss sich auch unsere Verantwortung erweitern. Was alle angeht, muss auch von allen bzw. im Sinne aller angegangen werden. Unser Denken bedarf daher heute mehr denn je eines moralischen Kompasses für weltethische Fragen.

Jedoch des einen Gott ist des anderen Götze; die Wahrheit von hüben gleicht drüben der Häresie. Je stärker also der kulturelle Austausch und je schneller der soziale Wandel, desto schärfer stellt sich das Problem: Regionale Bräuche, tradierte Religionen und die Konventionen der Vergangenheit werden nicht mehr allüberall fraglos gewürdigt; an ihre Stelle treten neue, andere Werte – bisweilen auch gar keine. Jeder Globalisierungsschub engt die Reichweite hergebrachter Ethiken ein. Und weil jeder gegen Normen andenkt und anrennt, deren Begründung er nicht akzeptiert, geht unserer Lebenswelt also mit jedem Zuwachs an Pluralität zunächst einmal ein Stückchen gemeinsamer Ordnung verloren. Damit nun aus der wachsenden Differenz einzelner Normen nicht eine zunehmende Indifferenz gegenüber allen Werten resultiert, müssen wir dringend klären, im Namen welcher ethischen Ziele fernerhin zu operieren ist.

Gespeist aus den Traditionen aller Weltkulturen müssen wir Prinzipien finden, die nicht nur für hergebrachte, sondern auch für gänzlich neuartige Probleme Lösungskraft entfalten. Um unser globales Handeln sowohl zu motivieren wie zu legitimieren, bedarf es einer Ethik, die das Vergangene für die Gegenwart aufschließt, anstatt sich im Blick auf Bisheriges dem Zukünftigen zu versperren. Wir benötigen zudem eine Ethik, die angesichts der faktischen Divergenz der auf dem Erdenrund vertretenen Normen weder kapituliert, noch dieselbe schlicht nivelliert. Im Zeitalter der Nachmoderne ist diese Ethik, so werde ich argumentieren, im Ausgang von einer qualitativ am Gedanken des Weltethos ausgerichteten Idee der Freiheit zu suchen.

Stichwort 2: Qualitative Freiheit

Im Reigen aller Werte kommt der Freiheit eine Sonderrolle zu. Zwar gibt es Kulturen, die sich ihrem expliziten Selbstverständnis nach nicht auf die Idee der Freiheit stützen. Doch als Selbstbestimmung nehmen Freiheit implizit alle in Anspruch; sogar und gerade dann, wenn sie Freizügigkeit in der eigenen Lebensführung ablehnen. Jegliche, nicht zuletzt die fundamentalistische Wertbindung wird widersinnig, falls erzwungen. Auch jene, die sich gänzlich illiberalen Lebensmodellen verschreiben, möchten dies autonom tun. Sie haben also keinen (guten) Grund, ebensolche Autonomie anderen zu versagen. Weil nun aber Freiheit individuell nicht konsistent abzustreiten ist, muss sie anderen konsequent zugestanden und allen kohärent ermöglicht werden. Denn das anzuerkennen, was man selbst in Anspruch nimmt, und gelten zu lassen, wogegen keine guten Gründe sprechen, gebietet schlichtweg die Vernunft. Darin – in dieser sich indirekt selbstbegründenden Struktur – ist die Idee der Freiheit einzigartig und empfiehlt sich zum Aufarbeiten kulturübergreifender Wertfragen.

Die Freiheit der anderen ist also nicht nur die Grenze der unsrigen, sondern auch ihr Ziel. Freiheit ist uns nicht gegeben, sondern aufgegeben. Sie ruft zur Befreiung. Sowohl nach innen: zur Emanzipation unserer selbst, wie nach außen: zur Freisetzung aller anderen. Weil weder Markt noch Natur sicherstellen, dass alle über

die Vorbedingungen autonomen Lebens verfügen, müssen das Fordern individueller Freiheit und das Fördern ihrer generellen Voraussetzungen Hand in Hand gehen. Da Freiheit uns zusteht, insofern sie allen zukommt, ist zu folgern: Solange auch nur ein einziger Mensch sich in Unfreiheit befindet, bleibt die Freiheit aller anderen unvollkommen. Freiheit ist also per se keine lokale oder nationale, sondern eine globale, keine irgendwem ausgrenzende, sondern eine alle einbeziehende Idee. Auch deshalb eignet sie sich für das Projekt Weltethos.

Dennoch steht es schlecht um das globale Image der Freiheit. Etliche, die man auf das Rad der ökonomischen Liberalisierung spannte, lasten die dabei erlittenen Verrenkungen dem Freiheitsgedanken selbst (und nicht nur seiner libertären Verzerrung) an. Zudem haben Ausfälle gegen das internationale Rechtsgefüge (seitens der USA zynischer - oder dummerweise im Namen von „liberty“ durchgeführt) der Freiheitsidee massiv geschadet. Weithin schreibt man nun der offenen Gesellschaft inhärente Strukturfehler zu, begreift die Marktwirtschaft erneut als instabil und die Demokratie wiederum als labil. Weil unter dem Banner des Universalismus unehrenhaft gekämpft wurde, verbrennen heute viele die Fahnen des Kosmopolitismus. Weil die Ideen des Menschenrechts und der Freiheit einseitig verfochten wurden, werden sie nun von vielen Seiten angefochten.

Dabei hatte zeitweilig die Idee der Freiheit doch so gut im Rennen gelegen! Ihr schnittiger Siegeswagen, vom Sprit entregelter Wirtschaften auf Hochtouren gejagt, schien geradezu schwerelos über kulturelle Bürden, hierarchische Barrieren, ökologische Probleme und religiöse Empfindsamkeiten hinwegzugleiten. Doch just auf der imaginativen Zielgeraden zur staatsfreien Globalgesellschaft verlor der Bolide die Bodenhaftung, geriet auf dem von der Spekulativfinanz reichlich ausgestreuten Sand des Eigennutzes ins Schlittern und sauste vor die harte Wand der Wirklichkeit. Nun, da der Karren zu Schrott gefahren ist, will es natürlich keiner gewesen sein. Plötzlich erinnert man sich landauf und landab der Einsicht des klassischen Liberalismus, dass das eigennützige Rasen Einzelner von einer Grundsicherung für alle abgebremst und von sittlichen Regeln für jedermann eingerahmt werden muss.

Diese Einsicht ist vortrefflich – vor allem als Schuldeingeständnis derer, die dies vorsätzlich „vergaßen“ –, reicht aber nicht hin, um das Gefährd der Freiheit wieder flottzumachen. Der Crash war ja kein Zufall, sondern der Tatsache geschuldet, dass der Flitzer von Fahrern gesteuert wurde, die alle Seitenblicke auf die ökologischen, sozialen und ethischen Leitplanken der ökonomischen Fahrstrecke als überflüssig erachteten. Um den Wagen der Freiheit wieder ins Rollen zu bringen, muss daher vor allen Dingen diese Unfallursache – der quantitativ verengte Tunnelblick – behoben werden. Ansonsten sind zukünftige Unfälle bereits vorprogrammiert.

Bei der Diagnose hilft die Linse der Globalität. Sie verdeutlicht: Eine Freiheit, die eifersüchtig darüber wacht, nirgends und niemals beschränkt zu werden, die sich nicht emanzipativ anderen mitteilt, sondern geizig das Ihre einzäunt und um das Wohl und Wehe der Mitmenschen nicht schert, eine solche Freiheit gehört der Vergangenheit an. Die Geschichte hat diese quantitative Freiheit überlebt; eine Freiheit also, die sich rein auf das Abzählen bzw. Vermehren von Optionen kapriziert; die nur nach der Maßgabe „je mehr, desto besser“ kalkuliert und in sozialer Mitbestimmung, moralischer Rücksichtnahme, ja, selbst in ökologischer Nachhaltigkeit nichts als ein Minus an Freiheitlichkeit erblickt. Globalität macht dieser alles verrechnenden, jeden verzweckenden und jegliches verbrauchenden Freiheitsidee zusehends den Garaus.

Doch – warum auch sollte man Freiheit allein mengenmäßig bewerten? Warum das quantitative Maximieren dem qualitativen Optimieren unserer Wahlmöglichkeiten überordnen? Jedem leuchtet ein, dass eine kleine Anzahl guter Wahlmöglichkeiten einer Vielzahl scheußlicher Optionen vorzuziehen ist – und dass es nicht nur auf die Masse, sondern auch auf die Klasse unserer Möglichkeiten ankommt. Denken wir uns – um ein Beispiel des indischen Nobelpreisträgers Amartya Sen aufzugreifen – zwei Welten: Die eine offeriert eine bestimmte Zahl von Freiheiten samt der unschönen Option, an Malaria zu erkranken, während die andere, weil der Erreger ausgeremert wurde, die gleiche Anzahl von Optionen bietet, indes samt der Freiheit, ohne Angst vor dieser Krankheit leben zu können. Quantitativ betrachtet, im Blick auf die bloße Anzahl vorgefundener Optionen gleichen sich die Szenarien. Qualitativ jedoch besteht ein himmelweiter Unterschied. Und nur indem wir uns auf diese Differenz besinnen, können wir sinnvolle von sinnloser Freiheit abgrenzen.

Qualitativ gedachte Freiheit flirtet also erst gar nicht mit der Vorstellung unbegrenzter Freiräume. Sie weiß: Wer Freiheit will, begrenzt Freizügigkeit; gute Regeln belasten nicht, sie befreien. Fremdbestimmung kann Freiheit vernichten, nicht aber selbstaufgelegte Grenzen. Selbstbeschränkung negiert nicht unsere Freiheit; sie realisiert sie. Zuerst kommt also nicht die Frage, wie viel, sondern welche Freiheiten? Das wahre Motto der Freiheit ist folglich nicht „je mehr, desto besser“, sondern, qualitativ gedacht, „je besser, desto mehr“. Je essentieller eine bestimmte Freiheit, umso stärker sollten wir sie – in Konkurrenz zu ihren Alternativen – fördern. Statt einer „Welt der unbegrenzten Möglichkeiten“, in der einige alles erwerben können, erstrebt qualitative Freiheit eine „Welt der begrenzten Unmöglichkeiten“, in der alle etliches zu erreichen vermögen.

Während quantitative Freiheit einen Einheitsliberalismus vorsieht und der Welt die Maximierung privater Optionen vorschreibt, rät die Idee der qualitativen Freiheit zu Diversität. Sie ermuntert uns, unterschiedliche Formen des Miteinanders auszuprobieren, um die spannungsreichen Zielsetzungen der Individuen und Kulturen zu vermitteln (um Freiheit zu erhalten), zu koordinieren (um Freiheit zu gestalten) und persönliche Freiheit zur Befreiung anderer einzubringen (um Freiheit zu entfalten). Anstatt alle Fragen durch ein verrechnendes Abwiegen abstrakter Optionen zu entscheiden, empfiehlt qualitative Freiheit das kritische Abwägen konkreter Alternativen. Einfacher formuliert: Die Bürger sollen selbst die Freiheit definieren, die sie etablieren – und so von passiv Betroffenen zu aktiv Beteiligten werden.

Die Konzeption qualitativer Freiheit vertraut mithin der Urteilskraft der Menschen. Letztere schwebt natürlich nicht wertfrei im luftleeren Raum, sondern ist immer schon geerdet – durch die das Leben seit jeher leitenden moralischen Grundnormen. Wer von uns wurde nicht als Kind gemahnt: „Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Diese Goldene Regel der Gegenseitigkeit, die wechselseitige Verantwortung, Solidarität, Fairness, Toleranz und Achtung einfordert, ist – wie die Publikationen von Hans Küng und Stephan Schlenzog eindrücklich belegen – allen Weltreligionen gemein: dem Islam ebenso wie dem Christentum und Judentum, dem Hinduismus ebenso wie dem Buddhismus und Jainismus, dem Zoroastrismus ebenso wie dem Konfuzianismus und Taoismus. Aber wir finden sie auch in den weltlichen Rechtstexten verschiedenster Kulturen (in Ägypten und Rom etwa) sowie in säkular fundierten Philosophien, z.B. im weithin bekannten „kategorischen Imperativ“ Immanuel Kants: „Handle so, dass die Maxime

deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Beziehungsweise: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“

Das in diesen religiös wie philosophisch abgeleiteten Sätzen artikulierte Prinzip, Menschen menschlich zu behandeln, Subjekte also nicht zu Objekten herabzuwürdigen, ist der Menschheit über alle Grenzen von Raum und Zeit hinweg als evident erschienen. In diesem Gläubigen wie Nichtgläubigen gemeinsamen Brennpunkt sammeln sich die Strahlen des menschlichen Ethos. Das Weltethos muss also nicht eigens künstlich illuminiert werden; die Grundnorm, gegenüber der sich unsere Freiheit stets und überall zu verantworten hat, leuchtet von selbst. Im Weltethos spiegelt sich der Glanz aller kulturellen Traditionen der Menschheit: In der sinnenfälligen Vielheit ihrer kulturellen Formen reflektieren und verstärken diese vielmehr die geistige Einheit ihrer sittlichen Normen.

Je stärker das humanitär Vereinigende, umso mehr kulturelle Besonderung können wir zulassen. Mehr noch: Durch das Weltethos können Personen unterschiedlichster Herkünfte geteilte Vorstellungen entwickeln und auf dieser Basis zielführend miteinander kooperieren. So balanciert die Ziehkraft des Weltethos die Fliehkraft der Freiheit aus. Das Weltethos verbindet; das Weltethos eint.

Und darauf ist der Mensch als durch und durch relationales Lebewesen, das stets auf andere und anderes verwiesen ist, dringend angewiesen. Ohne soziale Mitwelt und gegen die natürliche Umwelt kann niemand frei sein. Ein auf einem unbewohnten Planeten ausgesetzter Mensch wird sich kaum als sonderlich frei erfahren, obschon er physisch ungehindert und sozialmoralisch unbeschränkt der Erfüllung seiner Vorlieben nachgehen kann. So radikal erfüllt entpuppt sich der Traum von quantitativ schrankenloser Freiheit als Alptraum. Individualität wird ja durch Kollektivität keinesfalls stets ruiniert, sondern vielmehr komplettiert. Nicht allein in exklusiver Privatheit, sondern gerade auch in der Inklusivität von Bindungen gedeiht Freiheit. Anstatt also die Gesellschaft streng zweckrational aus Kalkülen der Nutzenmaximierung abzuleiten, müssen wir beständig Acht haben: auf unseren Hang zu kulturellem Austausch, unverzweckter Kommunikation, spiritueller Kontemplation sowie sittlicher Vereinigung. Ohne symbolische Formen und ihre sittlichen Normen verkümmert der Mensch, und seine Freiheit verkommt.

Wir sollten daher unsere Gesellschaft – aber auch die Weltgesellschaft – nicht als toten Nexus von wechselseitigen Versicherungsverträgen verstehen, sondern als allseitigen Emanzipationspakt; als ein Bündnis für das Leben, das weder die Sezession der Reichen, noch die Exklusion der Armen billigt, sondern für eine Welt streitet, in der jeder dazu beiträgt, dass alle zu einer würdevollen Existenz finden.

Dabei ist natürlich zwischen Selbsthilfe und Fremdhilfe, zwischen Subsidiarität und Solidarität die gesunde Mitte zu finden. Wer allein auf Solidarität setzt, dem ufert sie schnell in den Paternalismus totaler Daseinsfürsorge aus. Umgekehrt macht bloße Subsidiarität die Lebenschancen der Armen vom Wohlwollen der Gebenden abhängig. Weder staatlicher Paternalismus, noch gönnerhafter Privatismus entspricht jedoch der Würde des Menschen. Der wahre Leitstern verantwortlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik ist daher subsidiäre Solidarität: eine zur Selbsthilfe befreiende Fremdhilfe.

Aufgabe der Individuen ist es, sich aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit zu emanzipieren; Aufgabe der Gemeinschaft aber, sie aus unverschuldeten Abhängigkeiten zu befreien. So und nur so lässt sich das gleiche Recht aller Personen honorieren, sich durch eigenes Wirken und Werken ungleich zu machen. Daher ist nicht nur die soziale Einbettung und Abfederung des Marktes zu fordern, sondern – unter dieser (leider oft nur ungenügend erfüllten) Voraussetzung – auch dessen ungehindertes Walten. Qualitative Freiheit respektiert mithin die freie Verkehrswirtschaft als Ausdruck individueller Wertungen und Anstrengungen, sofern der Markt so geordnet ist, dass in ihm die Stimmen aller und nicht nur die Interessen einiger weniger zum Ausdruck kommen. Qualitative Freiheit ist also weder marktversessen, noch marktvergessen.

In der Zusammenschau: Weil sie kein Produkt der Natur, sondern der Kultur ist, d.h. weil Freiheit allein in Gesellschaften heranwächst, nicht auf Bäumen, darum liegt sie nie fertig vor, sondern muss stets aufs Neue und durch sich selbst fortgebildet werden. Sowohl angesichts der räumlichen Globalität unserer Lebensverhältnisse, als auch im zeitübergreifenden Angesicht der Generationen, die nach uns kommen, sollten wir unsere Freiheit qualitativ an den Prinzipien des Weltethos ausrichten – sowohl in Rücksicht auf unsere Um- und Mitwelt wie auch in Vorsorge für unsere Nachwelt. Freiheit kann ihre eigenen Voraussetzungen dauerhaft nur erhalten, indem sie ökonomisch behutsam, kulturell rücksichtsvoll und ökologisch nachhaltig verfährt.

Stichwort 3: Wirtschaftsethik

Markt, Macht und Moral; das sind die Schlüsselworte der Wirtschaftsethik. Wo sich Märkte und Mächte globalisieren, muss auch die Moral sich entgrenzen. Die Wirtschaftskrise von 2008/09 hat gezeigt, dass uns dies bisher noch nicht genügend gelang. Viele uns gestern noch angepriesene Rezepte hat die Krise als vorgestrig entwertet: weniger Staat, laissez faire, deregulieren, monetarisieren, incentivisieren – auch in der ökonomischen Zukunft ziehen solche (von der Chicago School of Economics propagierten) Parolen immer weniger. Immer mehr erkennt man demgegenüber den Beitrag dieser (am quantitativen Freiheitsgedanken orientierten) Konzepte zu einem globalen race to the bottom – [Sie kennen das Argument ja]:

Einige Firmen wandern an unterregulierte Standorte ab, wo sie aufgrund ethisch oder ökologisch anspruchsloser Vorgaben mit geringeren Kosten operieren; Wettbewerbsdruck veranlasst Konkurrenten nachzuziehen; daraufhin treten Länder in einen Negativwettbewerb um die niedrigsten Standards ein, um Kapital, Arbeitsplätze, Steuereinnahmen zu erhalten. Eine Abwärtsspirale setzt ein, die im hypothetischen worst case scenario erst endet, wenn alle Gewinne privatisiert, sämtliche Kosten aber sozialisiert sind. So droht der Schneeball eindimensionalen Profitstrebens auf der schiefen Ebene einer unbalancierten Weltökonomie sich zu einer Lawine gemeingefährlichen Wirtschaftens auszuwachsen.

Ähnlich führte in der Finanzindustrie der Verbund rechtlicher Deregulierung bzw. politischer Drangsalierung mit moralischer Derangierung zu sozialen Desastern. Insofern die Spekulanten nicht nur immense wirtschaftliche Werte, sondern auch das Vertrauenskapital einer Ökonomik verschleuderten, die immer und ewig auf Maximierung drängt, sägten sie an dem ideologischen Ast, auf dem sie allesamt sitzen. Zur Kenntlichkeit entstellte wurde so das Sinnen und Trachten etlicher Investoren, die gar nicht auf Wertschöpfung zielten, wohl aber Unheilstiftung tolerierten. Im Spiegel seiner katastrophalen Folgen wurde das quantitative

Freiheitsverständnis seines Medusenhaupts gewahr und versteinerte: Wer mag heutzutage schon noch behaupten, am Wesen rein quantitativer Freiheit solle die Welt genesen?

Während die Logik der Quantität uns auf naturwissenschaftlich-mathematische Erkenntnismittel festlegt, eröffnet der qualitative Zugang den Reichtum geistes- und kulturwissenschaftlicher Verfahren. Die Freiheitsdiskurse werden so vielstimmiger, unsere Analysen idealistischer, und damit geraten sie – weil der Mensch nunmal ein auch von Ideen und Idealen inspiriertes Wesen ist – realistischer. Die Ergänzung quantitativer durch qualitative Betrachtungsweisen führt in der Wirtschaftstheorie etwa zur Verabschiedung des sogenannten homo oeconomicus. Dieses nutzenmaximierende Fabelwesen stürzte vor allem die durch es selbst ermöglichte Quantifizierung bzw. Mathematisierung vom Sockel. Zur Revision des Bildes vom stets maximierenden, voll informierten und ewig präferenzstabilen Einzelgänger kam es, weil die auf seiner Basis berechneten Prognosen schlicht und einfach mit der Realität nicht übereinstimmten. Neuerdings werden seitens der neuroeconomics und der Sozialpsychologie, seitens der behavioral economics und der empirischen Spieltheorie, seitens der institutional economics und der Experimentalphilosophie dem ökonomischen Akteur wieder menschlichere Züge verliehen. Er erhält mehr soziale Kontakte und verfügt nun auch über die Fähigkeit, seine Präferenzen kritisch – nicht zuletzt: moralisch – zu evaluieren sowie zu modifizieren.

Damit nähert sich die zeitgenössische Ökonomik einem Bild vom Menschen an, das in den Philosophien Chinas wie Indiens, Nordeuropas wie Südamerikas seit Jahrhunderten gang und gäbe ist und z.B. in Afrika, in Swahili, prägnant wie folgt ausgedrückt wird: mtu si kitu (der Mensch ist kein Ding), mtu ni watu (der Mensch ist Mensch durch andere) und mtu ni utu (Menschsein heißt Menschlichsein).

Stritten namhafte Ökonomen bis vor wenigen Jahren kurzerhand jegliche soziale Verantwortung von Firmen ab, weil ihnen unklar war, wie eine Kohorte rationaler Nutzenmaximierer in strikter Konkurrenz mit anderen ebensolchen Zombies ethisch handeln könne, so stimmen just dieselben Professoren (wie Michael Jensen) heute lauthals den Abgesang an auf jenes innerlich vermurkste Theorem samt seiner äußerlich verkorksten Verhaltensprognosen. Nun erklingt allüberall ein Hohelied auf Personal Integrity und Corporate Social Responsibility. Fraglich ist auf einmal nicht mehr, ob überhaupt Menschen moralische Tendenzen und Unternehmen gesellschaftliche Verantwortung hätten, sondern nur noch welche, und wie diese am besten wahrgenommen werde. Seit Firmen statt als Netzwerke aus selbstsüchtigen Robotern als Vereinigungen moralfähiger Personen begriffen werden, analysiert man mit Vorliebe Unternehmenskulturen, die moralisch und gewinnträchtig zugleich operieren.

Somit lässt sich auch der statistische Zusammenhang von Ethik und Erfolg aufhellen: Weil Moral alle Vorlieben und Schachzüge der Individuen beeinflusst, so auch die ökonomischen. Moral wird wertgeschätzt und preiswirksam – ganz wie andere Präferenzen auch. Folglich muss es uns nicht wunder nehmen, dass Moral erstens beim Senken von Konflikt- und Transaktionskosten hilft sowie zweitens beim Heben von Effizienz, Innovation, Loyalität und Reputation. Indem sie unsere Mitmenschen auf tiefere Weise aufschließt, erschließt sie drittens neue Strategien des Wirtschaftens – seien es andere Produkt- und Verfahrensideen oder neuartige Absatzmodelle und Kundenschichten.

Die jüngst viel beachteten Social Entrepreneurs machen vor, wie Markt und Moral harmonieren können. Die Voraussetzungen, um ihre Projekte rentabel zu skalieren, verschafft ihnen der globale Zugang zu Kunden, Waren, Informationsströmen. Nicht obschon, sondern weil sie zum Wohle ihrer Mitwelt tätig werden, sind Sozialunternehmer attraktiv für bestimmte globale Investoren und Konsumenten. Wie rentabel und krisenfest so ein humanitär ausgerichtetes Wirtschaften ist, spricht sich langsam, aber sicher herum. Theorie folgt Praxis. Themen, die in der Betriebswirtschaftslehre lange randständig waren (wie: ökologische Nachhaltigkeit, soziale Verantwortung und moralische Integrität) rücken ins Zentrum der Aufmerksamkeit. In zahlreichen Firmen wird derlei ja bereits umgesetzt. Statt mittels einer rein quantitativen single bottom line messen etliche Unternehmen bereits ihren Erfolg auch qualitativ z.B. im Sinne einer auf die Harmonisierung von people, planet und profit ausgerichteten triple bottom line.

Zudem verändert der weltweite Datenverkehr das Wirtschaftsleben. Selbst in unterregulierten Gesellschaften unterwerfen sich mehr und mehr Unternehmen anspruchsvollen transnationalen Corporate Governance Standards, z.B. um für globale Investoren attraktiv(er) zu werden. Das Anschmiegen an Erwartungen der Weltöffentlichkeit führt bisweilen gar zu einem race to the top, wenn verschiedene Unternehmen oder Standorte in Konkurrenz treten, wer die nachhaltigsten Normen und transparentesten Verfahren anbietet.

Vor allem, wenn Non-Governmental Organizations kompetent als Vermittler und Sachwalter auftreten, lässt sich vieles, was auf globaler Ebene mittels „harter“, d.h. rechtlicher Maßnahmen (noch) nicht durchsetzbar ist, schon durch „weiche“ Sanktionen erreichen, beispielsweise durch sektor-spezifische Programme (wie in der Diamanten- oder Mineralwirtschaft), durch industrieübergreifende Institutionen (wie z.B. Transparency International) sowie universale Plattformen (wie den UN Global Compact). Oft vermag das Zuckerbrot globaler Anerkennung weit besser als die Peitsche öffentlicher Schelte die Wirtschaft zu löblichem Tun anzutreiben. Kurzum: Globalität erfordert nicht nur ein Handeln in qualitativ verantworteter Freiheit; immer öfter befördert sie es auch.

Auch in der Volkswirtschaftslehre ist man abgerückt vom Glauben, dass schierer Quantitätszuwachs allein selig macht; bzw. dass ein größeres Bruttoinlandsprodukt allemal mit Wohlfahrts- und Freiheitsgewinnen gleichzusetzen ist. Man erkennt vielmehr: cost-benefit-Analysen können Entscheidungen nur vorbereiten, nicht ersetzen. Viele höchst sozialrelevante Kriterien lassen sich ja nur schlecht quantifizieren. Zudem kann sich eine Volkswirtschaft ja ihre kulturellen und sozialen Werte durchaus etwas kosten lassen. Auch dies ist Ausdruck qualitativ abwägender Freiheit. Und darum wird auf nationaler wie internationaler Ebene zusehends mit qualitativen Wachstumsmodellen gearbeitet bzw. mit alternativen Messgrößen wie „overall freedom“, „realer Wohlfahrt“ oder schlicht „happiness“ experimentiert. Vorbei sind also die Tage, als man von einem notwendigen Konflikt zwischen Ethik und Erfolg ausging, d.h. zwischen entweder einer unkritischen Erfolgsethik oder einem den ökonomischen Sachgesetzen gegenüber äußerlichen Moralisieren. Statt gegenseitiger Anklagen ökonomistischer wie moralistischer Ideologien dominieren heute deren wechselseitige Anfragen. Statt einer Flucht in furchtbare Simplifizierungen findet ein Aufbruch zu fruchtbarer Komplexität statt; zu einem Denken, welches, am ökonomischen Rationalitätsbegriff einsetzend, die produktive Rolle von Ethik in Theorie wie Praxis der Ökonomie reflektiert. Die Arbeiten von Philip Mirowski, Stephen Marglin, Hilary Putnam, Amartya Sen, Vivian Walsh, Partha

Dasgupta, Joseph Stiglitz, Nienhe Hsieh, James Galbraith, Senjay Reddy u.v.a.m. bringen die Moral zurück ins Zentrum der Ökonomie und die Ökonomik wieder in den Schoß der Sozialwissenschaften.

Sie unterstreichen: Anstatt durch ökonomische Faktoren prädeterminiert, determiniert die Menschheit den Lauf der Wirtschaft. So wie der Mensch stets in Freiheit agiert, so auch in der Ökonomie; so wie er überall ausgehend von Freiheit argumentiert, so nun auch wieder in der Ökonomik; das ist der zentrale Gedanke jener neuen Wirtschaft mit Freiheit und Freiheit mit Verantwortung vermählenden Denkrichtung. So ebnet das theoretische Wahrnehmen der wirtschaftlichen Freiheit dem praktischen Wahrnehmen wirtschaftlicher Verantwortung den Weg.

Mein Resümé: Globale Probleme lassen sich nur durch das vereinte Handeln zivilgesellschaftlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Akteure bewältigen – über alle nationalen, kulturellen und religiösen Grenzen hinweg. Für solche Allianzen aber bedarf es eines weltweiten Konsenses über Werte und Ziele. Je mehr unsere Freiheit faktisch entbunden wird, desto mehr sind wir moralisch verbunden, uns weltethisch selber zu binden. Weil Freiheit sich nur bewahren lässt, in dem sie sich lebensweltlich bewährt, sollten wir in der Ausrichtung auf das sowohl diachron wie synchron anerkannte Weltethos nicht ein quantitatives Minus erblicken, sondern ein qualitatives Bonum.

Den Grundstock derjenigen Überzeugungen aber, die dieses Weltethos so konkretisieren, dass es auf die drängenden Fragen der Weltökologie, der Weltökonomie und der Weltpolitik überzeugende Antworten liefert, hat man nirgends so gründlich untersucht wie hier in Tübingen. Seit Jahrzehnten hat Hans Küng in unermüdlicher Forschungsarbeit mit seinem Team den Fundus der Weltreligionen analysiert, um einen für alle Menschen verbindlichen Fokus für das Weltethos zu erarbeiten. Seine Werke zum Judentum, Christentum und Islam so wie die Studien von Stephan Schlenzog zum Hinduismus, Buddhismus und Jainismus stellen Meilensteine der Forschungsgeschichte zur Globalisierungsethik dar.

Auf diesen Leistungen wird das Weltethos-Institut aufbauen. Es will die Forschung weiterführen (z.B. bezogen auf die spirituellen Traditionen Chinas und Afrikas) und sie auf praktische Anwendungen hin weiter ausbauen. Aufruhend auf interdisziplinärer Forschungs- und Lehrtätigkeit hier in Tübingen soll das Projekt Weltethos künftige global governance-Bemühungen inspirieren. Gerade angesichts der unser Leben immer nachdrücklicher bestimmenden Weltwirtschaft möchten wir die elementaren Gebote eines Ethos der Mitmenschlichkeit theoretisch aufarbeiten, um sie in die Praxis einarbeiten zu können. „Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie“, schrieb der jüdische Soziologe Kurt Lewin einst. Und keine Theorie ist besser als die Wahrheit. Darum ende ich wie ich begann: mit Worten des Dankes an den, der in Jahrzehnten ungebeugter Wahrhaftigkeit ein leuchtendes Lebenswerk voll humanitärer Wahrheit geschaffen hat, in dessen Licht wir trittfest voranschreiten können. Veritas in veracitate (Wahrheit in Wahrhaftigkeit) anzustreben, darum geht es Hans Küng. Es ist auch die Maxime des Weltethos-Instituts.

Ich danke Ihnen allen für die Auszeichnung, die Sie mir heute Abend durch Ihre Aufmerksamkeit haben zuteil werden lassen. Ich empfinde sie als Verpflichtung. – Danke sehr.